

Wenn die eigene Mutter den Namen vergisst

Diakonie in der Familie oder ...

Als bei meiner Mutter vor einigen Jahren die ersten sehr leichten Anzeichen einer Demenz auftraten, wollte ich das zunächst nicht wahrhaben und habe alle Hinweise und Ratschläge meiner Frau ignoriert. Vielleicht ahnte ich schon, dass eine Pflege den Alltag sehr stark verändern würde, oder ich hatte die vage Hoffnung, dass dies doch nur eine zeitweise Vergesslichkeit sei. War nicht damals auch meine Großmutter sehr vergesslich, und sagten damals nicht meine Eltern, dass dies ganz normal sei bei einer Frau in ihrem Alter.

Ich jedenfalls konnte irgendwann nicht mehr übersehen, dass bei meiner Mutter manches nicht mehr normal ist, und ich musste mich damit abfinden, dass es einen Unterschied gibt zwischen einer normalen Altersvergesslichkeit und einer Demenz oder Alzheimer-Demenz. Wir bemerkten das bei meiner Mutter sehr konkret, als sie anfangs, ihre Tabletten nicht mehr regelmäßig zu nehmen, oder sie die Tage der Einnahme verwechselte, dann sogar die Dosis für zwei Tage an einem Tag nahm.

So begann unsere „familiäre Diakonie“ mit der regelmäßigen Tablettenverabreichung. Nach einer anfänglichen Stabilisierung der Vergesslichkeit wurde es dann jedoch sehr schnell und schubweise schlechter. Heute weiß ich, dass dies ein normaler Verlauf der Krankheit ist. Aber zwischen dem Wissen darum und dem Umgang mit der Krankheit liegt oft eine gewaltige Kluft. Ich wurde jedenfalls öfter an meine Grenzen gebracht oder lernte mich und meine Grenzen von einer ganz neuen Seite kennen. Ich hielt mich vorher eigentlich für einen geduldigen Menschen. Aber wenn man die gleiche Frage immer und immer wieder beantworten muss, dann lernt man den Rahmen der eigenen Geduld weiter stecken zu müssen.

Manche Bibelverse, die man vorher nur flüchtig zur Kenntnis nahm, wurden plötzlich aktuell und sehr provozierend und explosiv, z.B. der Vers in 1. Timotheus 5,4: „Wenn aber



eine Witwe Kinder oder Enkel hat, so mögen sie zuerst lernen, dem eigenen Haus gegenüber gottesfürchtig zu sein und Empfangenes den Eltern zu vergelten.“ Wie oft habe ich Paulus die Frage gestellt und stelle sie Gott auch heute noch: „Wo ist die Grenze der Vergeltung?“

Morgens eher aufstehen, den Tag über an die Tabletten und ans Essen denken, abends die Mutter noch ins Bett bringen. Es ist, als ob man ein kleines Kind hat, das aber nicht älter, sondern wirklich jünger wird. Gut, wenn man eine Familie hat und die Kinder ein wenig mit-helfen.

Wer ein wenig mehr wissen möchte, wie sich ein Angehöriger fühlt und erlebt, dem sei der Film: „Mein Vater“ mit Götz George und Klaus J. Behrendt sehr empfohlen. Ich kann ihn bis heute nicht bis zum Ende anschauen. Er beschreibt die Realität ziemlich echt.

Natürlich hat man irgendwann den Gedanken, die Mutter in ein Heim zu bringen. Allerdings tue ich mich sehr schwer damit, weil meine bisherigen Erfahrungen mit Kurzzeitpflege bei weitem nicht so positiv sind, dass ich hier auf Dauer eine leichte und gute Alternative sehen würde. Kurzzeitpflege ist eine Hilfe, weil man ja selbst mal Urlaub benötigt, aber eine langfristige Unterbringung ist doch eine andere Entscheidung.

Und dann lese ich immer noch den Vers aus 1. Timotheus 5,4 und wünsche oft, er wäre nicht so konkret verstehbar. Ich kann Angehörige gut verstehen, die ihre Eltern in ein Seniorenheim gebracht haben, ich selbst kann diesen Weg noch nicht so sehen.

Wenn der eine oder andere in einer ähnlichen Situation ist, oder sich auf dem Weg dahin befindet, dann möchte ich kurz schreiben, was für mich eine praktische Hilfe ist, um mit dem diakonischen Auftrag der Bibel besser umgehen zu können.

Wir sind sehr dankbar, dass wir meine Mutter einige Tage der Woche in eine Tagespflege geben können. Das ist sozusagen ein Kindergarten für Senioren. Interessanterweise spielen die Senioren oft die gleichen Spiele wie die Kinder, z.B. Memory. Das Verhältnis zwischen Pflegepersonal und Senioren scheint mir hier auch besser zu sein als in einem normalen Altenheim. Jedenfalls erlebe ich es so.

Ich habe viel Hilfe in einer Selbsthilfegruppe für Al-

heimer und Demenzkranke erlebt. Neben den praktischen Tipps fühlt man sich auch irgendwie sehr gut verstanden. Ich habe gemerkt, dass plötzlich ein riesiger Beratungsbedarf ist, der aus der Pflege und der Alltagssituation entsteht, z.B. wie stelle ich den Antrag im Betreuungsverfahren oder wie bekomme ich eine andere Pflegestufe.

Ich bin unwahrscheinlich dankbar für eine Gemeinde, in der ich sonntags meine Mutter mitnehmen kann. Ich habe fast jeden Sonntag einen Beitrag im Gottesdienst, aber ich kann meine Mutter neben eine liebe Schwester setzen, die manchmal ihre Hand berührt und sie streichelt. Ich bin froh, in einer Gemeinde zu sein, in der ein Rollstuhl keinem peinlich ist.

Sicher, nach dem Gottesdienst weiß meine Mutter nicht mehr, wo sie gewesen ist, aber mir ist es eine Erleichterung, zu erleben, ein Rollstuhl ist im Gottesdienst nicht peinlich.

Eins habe ich jedenfalls verstanden und begriffen. Wenn man persönlich oder als Gemeinde den Auftrag zur Diakonie annimmt, dann heißt das Dienst, Arbeit und Veränderung. Die Frage wird sein: Sind wir bereit, die Kosten zu bezahlen, ohne vielleicht jemals irdischen Lohn zu bekommen?

Der Autor ist der Redaktion bekannt

